



Victoria

Kopierrecht bei Albert Langen,
München.

(6)

Die Geschichte einer Liebe von Rnut Hamfun.

Natürlich wollte ich die ganze Zeit, daß es mir nichts helfen würde . . . ja, daß nicht ich . . . Ich war nur der Sohn des Müllers, und Sie . . . Natürlich ist es so. Und ich verstehe nicht einmal, daß ich jetzt hier neben Ihnen zu sitzen und dies anzudeuten wage. Denn ich müßte vor Ihnen stehen, oder ich müßte auf den Knien liegen. Das wäre das Richtige. Aber es ist gleichsam . . . Und all diese Jahre, die ich fortgewesen bin, haben auch das Ihre dazu beigetragen. Es ist gleichsam, als wogte ich jetzt mehr, denn ich weiß ja, daß ich kein Kind mehr bin, und ich weiß auch, daß Sie mich nicht ins Gefängnis werfen können, wenn Sie wollten. Deshalb wage ich das zu sagen. Aber Sie dürfen mir deshalb nicht böse sein; ich will lieber schweigen.

Nein, reden Sie. Sagen Sie, was Sie sagen wollen.

Darf ich das? Was ich will? Aber dann dürfte auch Ihr Ring mir nichts verbieten.

Nein, antwortete sie leise, der verbietet Ihnen nichts. Nein.

Wie? Ja, aber wieso dann? Gott segne Sie, Victoria, irre ich mich? Er sprang auf und beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu sehen. Ich meine, bedeutet denn der Ring nichts?

Sehen Sie sich wieder.

Er setzte sich.

Ach, Sie sollten nur wissen, wie ich an Sie gedacht habe; Herrgott, war denn jemals ein anderer kleiner Gedanke in meinem Herzen! Unter allen, die ich sah, und unter allen, von denen ich wußte, waren Sie der einzige Mensch auf der Welt. Es war mir nicht möglich, etwas anderes zu denken als: Victoria ist die Schönste und Herrlichste, und sie kenne ich! Fräulein Victoria, dachte ich immer. Zwar wußte ich ja zu gut, daß niemand Ihnen feiner war als ich; aber ich kannte Sie — ja, das war durchaus zu wenig für mich — wußte, daß Sie dort lebten und sich vielleicht manchmal meiner erinnerten. Natürlich erinnerten Sie sich meiner nicht; aber an manchem Abend habe ich doch auf meinem Stuhl gesessen und gedacht, daß Sie sich mitunter meiner erinnerten. Und wissen Sie, dann öffnete sich gleichsam der Himmel vor mir. Fräulein Victoria,

und dann schrieb ich Gedichte an Sie und kaufte Blumen für Sie, für meine ganze Barschaft, und stellte sie zu Hause in ein Glas. Alle meine Gedichte sind an Sie gerichtet, nur einige wenige sind es nicht, und die sind nicht gedruckt. Aber Sie haben wohl auch die gedruckten nicht gelesen. Jetzt habe ich ein großes Buch angefangen. Ach ja, mein Gott, wie dankbar bin ich Ihnen, denn ich bin so erfüllt von Ihnen, und das ist meine ganze Freude. Stets sah oder hörte ich etwas, das mich an Sie erinnerte, den ganzen Tag, auch in den Nächten. Ich habe Ihren Namen an die Decke geschrieben, da liege ich dann und sehe hin; aber das Mädchen, das bei mir aufräumt, sieht es nicht, ich habe es so klein geschrieben, um es für mich allein zu haben. Das ist eine gewisse Freude für mich.

Sie wandte sich ab, öffnete ihr Kleid auf der Brust und zog ein Stück Papier heraus.

Sehen Sie her! sagte sie schwer atmend. Ich habe es ausgehauen und aufgehoben. Sie dürfen es gerne erfahren, ich lese immer abends. Das erstemal zeigte Papa es mir, und ich ging ans Fenster, um es zu lesen. Wo ist es denn? Ich finde es nicht, sagte ich und drehte die Zeitung um. Aber ich fand es leicht und las es bereits und ich war so froh.

Ein Duft ihres Körpers stieg vom Papier auf; sie entfaltete es selbst und zeigte es ihm, es war eines seiner ersten Gedichte, vier kleine Verse an sie, an die Reiterin auf dem weißen Pferd. Es war das einfältige und bestige Geständnis eines Herzens, ein Ausbruch, der nicht zurückgehalten werden konnte, sondern aus den Reizen hervorsprang wie Steine, wenn sie zu leuchten beginnen.

Ja, sagte er, das habe ich geschrieben. Es ist so lange her. In einer Nacht, die Pappelein vor meinem Fenster rauschten so, da schrieb ich es. Nein, bewahren Sie es wirklich wieder auf! Dank! Sie bewahren es wieder auf. Oh! brach er aus, ergrißen, und seine Stimme war ganz leise, zu denken, daß Sie mir so nahe sitzen. Ich fühle Ihren Arm an meinem, es strahlt eine Wärme von Ihnen aus. Oftmals, wenn ich allein war und an Sie dachte, froh ich vor Erregung; aber jetzt bin ich warm. Als ich das letztmal

zu Hause war, waren Sie auch damals herrlich; aber jetzt sind Sie noch herrlicher. Es sind Ihre Augen und Ihre Augenbrauen, Ihr Lächeln — nein, ich weiß nicht, es ist alles zusammen, alles an Ihnen.

Sie lächelte und sah ihn mit halb geschlossenen Augen an, es blaute dunkel unter den langen Wimpern. Sie hatte einen warmen Schimmer. Sie schien eine Beute der höchsten Freude zu sein und griff mit einer unbewußten Handbewegung nach ihm.

Dank! sagte sie.

Nein, Victoria, danken Sie mir nicht, antwortete er. Seine ganze Seele strömte ihr entgegen, und er wollte mehr sagen; es waren verwirrete Ausbrüche, es war wie betäubt. Ja, aber Victoria, wenn Sie mich ein wenig gern haben . . . Ich weiß es nicht, aber sagen Sie es, selbst wenn es nicht so wäre. Seien Sie lieb! Ach, ich möchte Ihnen versprechen, etwas zu werden, viel zu werden, unerhört viel beinahe. Sie ahnen nicht, was ich werden könnte; manchmal grübele ich darüber nach und weiß, daß ich ganz voll ungeschickener Taten bin. Doch strömt es aus mir aus, nichts gebe ich umher in meinem Zimmer und singe, weil ich von Gefühlen erfüllt bin. Neben meinem Zimmer liegt ein Mann. Er kann nicht schlafen, er klopft an die Wand. Wenn der Morgen graut, kommt er zu mir herein und ist wütend. Das tut nichts, ich schere mich nicht um ihn; denn dann habe ich so lange an Sie gedacht, daß mir ist, als seien Sie bei mir. Ich gehe ans Fenster und singe, es fängt an, ein wenig hell zu werden, draußen rauschen die Pappelein. Gute Nacht! sage ich zum Tag. Das heißt zu Ihnen. Jetzt schläft sie. denke ich, gute Nacht, Gott segne sie! Dann lege ich mich nieder. So geht es Abend für Abend. Niemals aber habe ich geglaubt, daß Sie so herrlich wären, wie Sie sind. Jetzt werde ich mich Ihrer so erinnern, wenn Sie abreisen; so, wie Sie jetzt sind. Ich werde mich Ihrer so deutlich erinnern.

Kommen Sie nicht nach Hause?

Nein. Ich bin nicht fertig. Doch, ich komme. Ich reise jetzt. Ich bin nicht fertig, aber ich will alles tun, was möglich ist. Gehen Sie manchmal dabei im Garten spazieren? Gehen Sie jemals abends aus?

Ich könnte Sie sehen, ich könnte Sie vielleicht begrüßen, weiter will ich nichts. Aber wenn Sie mich ein wenig gern haben, wenn Sie mich ertragen, mich leiden mögen, so sagen Sie Machen Sie mir die Freude Es gibt eine Palme, die blüht nur einmal in ihrem Leben, und doch wird sie siebzig Jahre alt, es ist die Talipotpalme. Aber sie blüht nur einmal. Jetzt blühe ich. Ja, ich verschaffe mir Geld und reise heim. Ich verkaufe das, was ich geschrieben habe; ich schreibe nämlich an einem großen Buch und das verkaufe ich jetzt, gleich morgen, alles, was ich fertig habe. Ich bekomme eine ganze Menge dafür. Möchten Sie denn, daß ich heimkomme?"

"Dank, Dank! Verzeihen Sie mir, wenn ich zuviel hoffe, zuviel glaube, es ist so herrlich, ungewöhnlich viel zu glauben. Dies ist der glücklichste Tag, den ich erlebt habe"

Er nahm den Hut ab und legte ihn neben sich hin.

Victoria sah sich um. Eine Dame kam die Straße herunter und weiter oben eine Frau mit einem Korb. Victoria wurde unruhig, sie griff nach ihrer Uhr.

"Müssen Sie jetzt gehen?" fragte er.

"Sagen Sie etwas, ehe Sie gehen, lassen Sie mich Ihre Stimme hören Ich liebe Sie und sage das nun. Von Ihrer Antwort wird es abhängen, ob ich Ich stehe also ganz in Ihrer Macht. Was antworten Sie?"

Raufe.

Er läßt den Kopf sinken.

"Nein, sagen Sie es nicht!" bat er.

"Nicht hier," erwiderte sie. "Ich will es da unten tun."

Sie gingen.

"Man sagt, daß Sie sich mit dem kleinen Mädchen, mit dem Mädchen, das Sie gerettet haben, verheiratet werden; wie heißt sie?"

"Mit Camilla, meinen Sie?"

"Camilla Scier. Man sagt, daß Sie sich mit ihr verheiratet werden."

"So so. Warum fragen Sie danach? Sie ist noch nicht erwachsen. Ich bin in ihrem Heim gewesen, es ist so groß und reich, ein Schloß wie ihr eigenes; ich bin oftmals dort gewesen. Nein, sie ist nicht erwachsen."

"Sie ist fünfzehn Jahre alt. Ich habe sie getroffen, wir sind zusammen gewesen. Sie hat mir sehr gefallen. Wie reizend sie ist!"

"Ich werde mich nicht mit ihr verheiraten," sagte er.

"So, nicht."

Er sah sie an. Ein Juden lief über sein Gesicht.

"Aber weshalb sagen Sie das jetzt? Wollen Sie meine Aufmerksamkeit auf eine andere hinlenken?"

Sie ging mit raschen Schritten vorwärts und antwortete nicht. Sie befanden sich vor dem Haus des Kammerherrn. Sie nahm seine Hand und zog ihn mit ins Tor hinein, über die Treppe hinauf.

"Ich will nicht mit hinein," sagte er halb erstaunt, halb verwundert.

Sie drückte auf die Glocke, wandte sich ihm zu, ihre Brust wogte.

"Ich liebe Sie," sagte sie. "Verstehen Sie das? Sie sind es, den ich liebe."

Plötzlich zog sie ihn hastig die Treppe wieder hinunter, drei, vier Stufen, schlang ihre Arme um ihn und küßte ihn. Sie bedte ihm entgegen.

"Sie sind es, den ich liebe," sagte sie.

Oben wurde die Wohnungstüre aufgerissen. Sie riß sich los und eilte die Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Sied der Erde.

Von J. Au.

Ihr alle sollt die große Erde küssen
Und anbetend auf euren Knien ruhn,
Daß ihr sie treten dürft mit euren Füßen
Und euren Körper dürft zu ihrem tun.

Und alle sollt ihr sie verehren lernen,
Weil ihr die Frucht aus ihrem Schoß empfangt.
Laßt endlich euer Betteln nach den Sternen,
Ihr's doch die Erde, nach der ihr verlangt!

Orientalische Armut.

Von Maria Harder.

Es wird mehr über die Schönheit des Orients geschrieben als über eine Lichtlosigkeit. Und die ist bitter. So bitter, daß man nicht recht weiß, wie man sie schildern soll, denn sie ist überall im Orient, nicht nur in der Enge seiner schmuckigsten Gassen. Orientalische Armut!

Darunter versteht jeder zuerst hungernde Kinder und frierende Greise. Mit dem Frieren ist es allerdings nur wie ein Schreck, der den Orientalen während kurzer Monate in die Glieder fährt. Und dann nur nachts, denn am Tage ist es auch ohne Strümpfe noch warm genug. Mit dem Hungern sieht es schon anders aus. Der tut im Süden nicht minder weh als bei uns. Und es ist erbärmlich, wie diese Menschen leben müssen. Ja, müssen! Ihnen bleibt keine Wahl. Der Schmutz könnte mit einigem guten Willen ja geringer sein, aber wiederum haben diese Lebewesen kaum Geld, sich Seife zu kaufen. Und mit reinem Wasser? Auch das hat seine Not. In einer engen Straße Jerusalems sah ich Kanne an Kanne für Wasser stehen und ersuhr, daß die oft schon von Mitternacht an hingestellt werden, damit die Betreffenden nicht stundenlang stehen oder gar leer ausgehen müssen. An bestimmten Stellen wird Wasser verteilt, Tag um Tag, denn das Land ist stellenweise so wasserarm, daß die Menschen sich in der heißesten Zeit oft nicht zu helfen wissen. Das ist nicht immer der Grund der Unsauberkeit, denn Mohammed, der sein Volk kannte, wußte, was er tat, als er ihm gebot, sich vor jedem Gebet zu waschen. Immerhin fehlt im

Orient das Wasser, das doch die Vorbedingung aller äußeren Reinheit ist.

Erstaunlich ist, wie diese Menschen trotz schlechtester Ernährung scheinbar eine jähe Gesundheit haben. Brot wird kaum anders als trocken gegessen. In der einen Hand ein Stück Brot, in der anderen eine Melone oder eine andere Frucht, — das steht man die proletarischen Orientalen morgens und abends essen. Anderenfalls ein Stück Schafstafe, das jedoch schon eine Delikatesse bedeutet und nicht immer erschwinglich ist.

Die Entlohnung der meist im Dienste der Engländer und Franzosen stehenden Arbeiter ist hundsmiserabel zu nennen. Wir sagten gelegentlich einmal ein syrischer Araber: "Wir scheinen zum Sklavenvolk ausersehen zu sein. Vor dem großen europäischen Kriege kneteten uns die Türken, heute sind es die Engländer und Franzosen. Unsere Kinder werden schon als Sklaven geboren." Es klang ebenso schmerzlich als resigniert. An Kampf denken sie kaum, so sehr das auch immer befürchtet wird. Sie alle kamen mir immer und überall recht zermürbt vor. Das Land ist überfüllt, denn daß eine Frau zehn Kinder und mehr zur Welt bringt, ist alltäglich. Man muß sich wundern, von was diese Menschen alle leben. Unendlich viele von Schwindel und Betrug. Das steht ohne weiteres fest. Und die da handeln, wollen zum Teil nichts anderes. Etlliche möchten bestimmt gern ehrlich arbeiten, wenn sie nur Arbeit hätten. Aber so handeln sie mit allem, was sich nur denken läßt.

Es gibt nichts, das man im Orient nicht auf offener Straße zu jeder Tages- oder Nachtstunde kaufen kann. Dabei nicht etwa nur von Erwachsenen, sondern viel mehr noch von Kindern; fast möchte ich sagen: jedes Alters, denn sechs Jahre zählen sie noch nicht immer. Sie hängen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit an mit Volkskraft fahrenden Straßenbahnwagen und preisen ihre Wandelkörbe und anderes an. Unangenehm aufdringlich sind besonders die vielen kleinen Stiefelpapier. Im Gasse ziehen sie einem regelrecht die Füße unterm Tisch heraus. Und manchmal schüttet nur eine Ohrfeige vor zu großer Belästigung. Das hat noch keiner übel genommen. Aber das alles ist im Grunde genommen unendlich schmerzlich. Diese Menschen müssen so sein und werden, wie sie eben sind! Sie müssen be-

tragen und schwindeln, aufdringlich ihre Waren und Dienste anpreisen, ungefragt ihre Baubekünfte zeigen, um nur leben zu können, wie arbeitseliger sich nicht leben läßt.

Die Frauen halten sich diesem Getriebe durchwegs fern. Sie betiteln wohl Fremde an, stehen auch mit in Tagesarbeit, aber das letztere ist schon seltener. Im Durchschnitt leben sie in ihrer Höhle, wie man es nicht anders zu nennen vermag. Denn was ich in den ärmsten Gassen sah, waren stinkende Winkel mit Lumpen und Löhern und Brettern — rüt gramvollen Gesichtern und krank aussehenden Kindern. Ohne Uebertreibung: wir in Europa haben bessere Räume für unsere Schweine und Hühner. Und ich kann nicht darüber zur Ruhe kommen, daß Menschen so menschenunwürdig leben, heute, in unserem Jahrhundert! Wohl sind mir Kellerwohnungen und frierende Armut in der Heimat schmerzlich, aber ich habe bisher nicht gewußt, daß es so viel mißhandelte Kinder, so viel Hunger — so viel Lichtlosigkeit gibt.

Das ist eine Armut im Orient.

Die andere überraschte mich nicht weniger. Die geistige Armut nämlich dieses Landes der Sonne und der Farben und der überragenden Geschichte.

Gerade um letzteres.

In den reichen Häusern des Orients findet man alle Bequemlichkeit und allen Luxus, den man sich nur denken kann. Auo viel sein entwickelten Geschmack und Farbensinn. Nur eines fehlt: Licht. Die sucht einer vergeblich. Und leider auch bei den meisten Europäern ist es so. In zwei deutschen Familien und bei einer Engländerin fand ich die besten und auch neuesten Literaturerscheinungen. Sie nannten die Bücher das „Wunderglück mit der Heimat“. Wo ich aber sonst Gelegenheit hatte, mit Europäern oder Orientalen über Wissenschaft und Literatur zu sprechen, wo ich Einblick tun konnte in ihre prächtigen Wohnungen und nach Büchern fragte — es gab kein Echo. Soweit sie Kaufleute sind, verstehen sie nur von ihrem Geschäft zu reden. Und wer etwa einen anderen Beruf hat, der mag in ihm ein brauchbarer Mensch sein, um weiteres kümmert er sich nicht. Ihre Zeitung lesen sie und sprechen auch über Politik. Aber über ihr Land und sein

Wesen, über das Volk und seine Seele wissen sie nie etwas. Nichts — nichts! Bitternste Armut! Aber für Bier, das "nendlich teuer ist, haben sie viel Geld übrig. Auch für Wein, überhaupt für alles, was Alkohol bedeutet. Sie sitzen die Nächte vor den Cafés, träumen bei der gurgelnden Waffelpfeife von den Geschäften des nächsten Tages

und wissen nicht, wie armselig ihr Leben dahinfliehet.

Aber die geistige Armut dieses Landes, so sehr sie enttäuschte, verschmerze ich leichter als die andere, die äußere Armut, die den Körper ausdörren läßt und Krautkräutern nährt, die jede, aber auch jede Freude sofort sterben läßt. —

Der „Affmenmensch“ von Barma.

Von H. Franck.

Wenn der „vornehme Reisende“ zum erstenmal nach Mentone kommt um dort den Winter zu verbringen, und seinen Gastgeber nach der für einen Kurgast passendsten Zeiterteilung fragt, so sagt dieser in neun Fällen von zehn mit der Großzügigkeit, die dem Riviera-Eingeborenen eigen ist: „Oh, da ist es am schönsten. Sie nehmen unser Hotelauto und fahren vormittags nach Saravan. Den Abend verbringt man am besten in Monte Carlo, wenn Sie nicht unseren Cercle bevorzugen . . .“

In unserem Cercle wird nämlich auch gespielt.

Aber wir simplen Reisenden nehmen nicht das sündteure Auto, sondern die Tram, die von Ventimille bis Nizza, die ganze Azurlüste entlang, die bequemste Verbindung schafft, aber wir fahren doch auch nach Saravan. Denn der Ort verdient wirklich jedes Lob. Himmel und Wasser, malerische Felsenberge, geschmackvolle Villen und eine Vegetation, wie sie entzückender selbst in den Tropen nicht gefunden wird, vererben sich zu einem Gesamtbild, das in jeder Minute aufs neue schmeichelt zu den Sinnen spricht: Verweile doch, hier ist es schön.

Der Riviera-gast, „wie er sein soll“, fährt den Strand entlang bis zu einer Gruppe von weitem auffälliger roter Felsen, die jäh ins Meer stürzen, was auf provenzalisch „Baouso rouffe“ heißt, ein Ausdruck, den man unter Jubelannahme sämtlicher französischer Jugendkenntnisse kaum in „Rochers rouges“ (rote Felsen) übersehen kann. Bis man mit dieser Arbeit fertig ist, steht man auch schon vor dem Endpunkt des Ausfluges, einem sehr modernen Gebäude mit der Aufschrift: „Cercle privé des rochers rouges.“ Dort nimmt „man“ das Dejeuner, schiebt vom Meeresufer aus den Fliegern zu, die gewöhnlich von Nizza und Monaco herüberkommen, hört zum hundertsten Male das „Soie mio“ der Eigentümer und fährt dann wieder zurück.

Man war dann bei den roten Felsen von Mentone — ohne eine Ahnung von ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu haben. Es strömen schon die gewissenhafteren Reisenden, die den Kellner fragen, was das urweltlich aussehende Steingebäude mit der rätselhaften Inschrift: „Muséum palaeolithicum“ eigentlich berge. Und ab und zu läßt sich jemand, der die Zeit bis zum „Dejeuner“ passend hinbringen will, verleiten, auch einzutreten. Gewöhnlich wird er sehr enttäuscht sein, denn in dem einzigen Raum des winzigen Museums liegen nur Bücher, zerbrochene Topfscherben, Feuersteinpfeile und sehr häßlich, faul und vermodert aussehende Knochen und Muscheln. Der kleine Kellnerjunge, der den Franz Eintrittsgeld entgegengenommen hat, gibt dazu sachgemäße Erklärungen von etwa folgendem, selbstverlautetem Inhalt.

Der Besucher, der sich vergeblich zu orientieren trachtet, bleibt vor einem Relief stehen, das einen schönen alten Herrn mit dem Gesicht eines Phylanthropen darstellt. „Wer ist das?“ fragt er.

„Das ist Sir Bonbury — er wurde verbrannt.“

Entsetzt fragt der Besucher: „Ah, er verunglückte wohl?“

„Nein, sein Sohn ließ ihn verbrennen . . .“

Da man bezahlt hat, gehen die meisten, die einmal so viel erfahren haben, auch in die Höhle, die zu dem Museumeintritt dazugehört, treten durch das Tor einer Rauer und stehen dann plötzlich vor einer unerwartet großen Grotte, wie sie an diesen Klippen zu Duzenden vom Meer in die Kalkfelsen gewühlt wurden. In einem Vorhof liegen dort wieder alte Knochen, Hanfen von durch ein Sieb geworfener Erde: eine Steintreppe führt einige Meter höher hinein in die Grotte, und dort liegen unter einem Glasdeckel zwei Skelette. Man braucht nicht gerade Arzt zu sein, um zu erkennen, daß sie zu den Leichen einer Frau und eines Jünglings gehören, die so recht innig verbunden, der Sohn, noch im Tode wie nach Schutz suchend, bei seiner Mutter, Seite an Seite liegen. Man hat sie an dieser Stelle aus dem die Höhle erfüllenden Lehm ausgegraben und dankenswerter Weise am Ort belassen. Eine hölzerne Treppe führt von hier wieder zwei Meter höher zu einer zweiten Birrine, die ebenfalls ein Skelett enthält. Dieses gehört zu der Leiche eines hochgewachsenen Mannes, der seitlich daliegt, die eine Hand auf der Brust, die andere halb ausgestreckt, die Beine etwas angezogen. Auffällig ist der Riesenwuchs. Man schätzt den Mann sofort auf etwa zwei Meter Höhe, und wenn man den eigentümlich oderot gefärbten Schädel näher betrachtet, erkennt man, daß er sehr edel geformt ist. Er gehörte einem schon alten Manne, denn das Gebiß ist abgenutzt und lidenhaft. Aber es war wohl ein Weiser seiner Zeit, denn die tiefliegenden Augen deuten auf eine Denkerstirne, und das gesamte Profil ist fast griechisch zu nennen. Dieser Kopf saß auf einem mächtigen Körper; das liest man den toisalfalen Schädelknochen ab; er gehörte aber auch zu einem Menschen feinerer Rasse. Dies bezeugen die langen Finger und die schmale, feine Hand. Der Cicero sagt würdig, kurz und einfach dazu: „C'est un singe homine.“

Und das Publikum lehrt mit dem etwas verwirrenden Gefühl um, einen lebhaftigen Affmenmenschen gesehen zu haben.

In Wirklichkeit ist die „Barma grande“, wie man die Höhle nennt, ebenso wie die übrigen Grotten von Mentone eine Stätte von höchster erdgeschichtlicher Bedeutung, und man hat hier, wenn auch keinen „Affmenmenschen“, so doch nicht weniger vor sich, als ausgezeichnet erhaltene Ausgrabungen der ältesten Vorfahren des Kultururopäers von heute, einen Jener berühmten Funde, deren Kunde und Diskussion seit zwanzig Jahren die wissenschaftliche Welt erfüllt.

Es sind Menschen der Eiszeit und der Zwischeneiszeit, die in diesen Grotten haupfen, zur Zeit, als es der Mensch noch nicht verstand, sich Häuser zu errichten, als er noch keine anderen Werkzeuge kannte, als ausgelesene und zerbrochene Feuersteinplättchen, mit denen er das Fleisch von den Knochen der von ihm erlegten Tiere herunterschabte. Diese drei Skelette sind so alt, daß wir ihre Herkunft gar nicht mehr durch Jahre bezeichnen können, und man mag

darüber streiten, ob jene Menschen bloß 50.000 Jahre oder schon 100.000 oder gar, wie manche Forscher meinen, eine Million Jahre vor uns lebten. Wir pflegen ihre Herkunft daher auch nur nach der sie begleitenden Tierwelt und der Art ihrer steinernen Werkzeuge zu benennen. Und da mag es jedem sofort ein plastisches Bild von der wahren Bedeutung einer solchen vorge-schichtlichen Knochenstätte geben, wenn er erfährt, daß die Menschen, die in den Höhlen von Mentone gelebt haben, dort zuerst auf Nashörner und Elefanten, auf Nilpferde und Büffel, später aber auf Höhlenbären und Reuntiere gejagt haben. Alle diese Knochen findet man, zusammen mit den menschlichen Resten, teils zertrümmert und angenagt, auf den Aschenherden, welche die Bewohner der Höhle errichteten, und zusammen mit den Knochen der einstigen Inassen, die hier dahinlebten, sicherlich ohne Hoffnung und ohne Ahnung, was aus dem Menschengeschlecht einst noch werden mag. Die Wollen zogen damals so wie heute; wenn der Steinzeitmensch von Mentone vor seiner Höhle saß, umschmeichelte auch ihn die laue Luft wie uns; auf ihn blickte der blaue Himmel und seine lächelnde Unerschrockenheit ebenso geheimnisvoll wie auf uns spärliche Nachkommen, und das Meer, dessen Brandung wie feierlicher Orgelklang in diesen Lorentempel der Vergangenheit heraufsprach, sang auch ihm schon sein unbegreifliches Lied vom Werden und Vergehen der Erde . . .

Elektrizität aus der Luft.

Die vielgerühmten Dampfmaschinen und Verbrennungsmotoren sind bei weitem nicht das Ideal der Technik. Unfähig mühevoller Arbeit und geizig, werden, um die Kohle aus dem Innern der Erde zu fördern und an die Verbrauchenden zu verteilen; weitere Arbeit ist zu ihrer Aufbereitung nötig, um u. a. auch Öle für die Motoren zu gewinnen. Das gleiche gilt für das aus den Erdquellen und anderen Ausgangsstoffen gewonnene Öl. Trotz aller Verbesserungen an den Maschinen wird der kostbare Betriebsstoff mehr als schlecht ausgenutzt. Die Ausnützung der Wasserkraft in großen Turbinenanlagen hat ungeahnte Fortschritte gemacht, und seitdem die Flugtechnik aufgefunden ist, werden immer neue Feststellungen über das Wesen des Windes und die Größe der ihm innewohnenden Kraft gemacht.

Großes Aufsehen erregten im vorvergangenen Jahre die Arbeiten Flettners, dessen Rotor-schiff als ein technisches Wunder angestaunt wurde. Flettner kündigte damals bereits den Bau von Großkraftmotoren an, die den Wind als Kraftquelle benutzen sollten. Bereits vor Flettner hatte Major Bilau im Oktober 1920 das Patent auf einen verbesserten Windmotor, den sogenannten „Venti-Motor“ erhalten, der mit propeller-artigen Flügeln ausgerüstet war, die Bilau „Rotorpeller“ nannte und die die Kraft des Windes wesentlich besser ausnützen, als die alte Windmühle. Dieser neuartige Motor sollte besonders in der Landwirtschaft Verwendung finden.

In jüngster Zeit wurden Pläne bekannt, die mehr als fünf annähernd. Bei Leipzig und später auch bei Berlin soll je ein Windkraftwerk errichtet werden, zu dem ein Turm von 600 Meter Höhe aufgebaut werden soll. Dieser soll in 300 Meter Höhe ein Restaurant von 22 Quadratmeter Umfang, in 360 Meter Höhe eine Sendestation und in 460 Meter Höhe noch einen kleinen Sender für Kurzwellentelegraphie erhalten. Die Hauptjache aber sollen 4 große Rotoren mit je 4, also im ganzen 16 Propellern, sein, die 20 Meter über dem Erdboden gelagert sind und selbst einen Durchmesser von 250 Meter besitzen sollen. Man hat nämlich festgestellt, daß der Wind in dieser Höhe eine durchschnittliche Ge-

Schwindigkeit von 8,5 Meter in der Sekunde hat, selbst wenn am Erdboden Windstille herrscht. Die Geschwindigkeit des Flügels ergibt so große Umlaufzahlen der Propeller, daß man glaubt, selbst bei einer Ausnützungsmöglichkeit von nur 80 Prozent aus den mit den Windmotoren gekuppelten Dynamos etwa 200 Millionen Kilowatt herauszuholen zu können. Es fragt sich nur, ob bei zunehmender Geschwindigkeit die projektierten Türme sich als genügend stabil erweisen werden. Bei Windstärke 12 am Erdboden drückt der Wind mit rund 200 Kilogramm auf den Quadratmeter. Es sind also ganz erhebliche Kräfte, die hier in die Propeller greifen und auf den Turm wirken. Falls sich die Windstärke in der Höhe der Propeller in noch höherem Maße vervielfältigen sollte. Jedenfalls wird dieser kühne Plan, wenn er sich in der Praxis als durchführbar erweist, eine ungeheure Verminderung der Stromkosten bringen. **B. M.**

Jessprüche der Bedrängten.

Gebuldige Armut

Es ist kein Reich so arm geboren,
Daß er der Armut ging verloren.
Sie lag auf Stroh vor zweitausend Jahr,
Dort liegt sie noch und immerdar.

Wer hat's besser?

Reicher und armer Mann gingen jeder auf sein Feld,
Sie gählten beide Halm um Halm wie gutes gelbes Gold,
Armer Mann brauchte sich nicht lange zu quälen,
Reicher Mann muß noch immer und immer zählen.

Der Kermis.

Ein Blindler kann die Armut sehen,
Ein Lahmer kann zur Armut gehen,
Sie schreit aus den Stummeln, es hören sie die Tauben,
Der Reiche nur kann an die Armut nicht glauben.
Daus Ruser.

Wieviel Menschen gehen täglich ins Kino?

In Amerika 7 Millionen, in Deutschland fast 2 Millionen Besucher.

Knapp 30 Jahre ist die Film-Produktion alt. Trotzdem kann man schon heute die tägliche Besucherzahl in den sämtlichen Kinos der Welt auf nicht weniger als 30-50 Millionen einschätzen. Während es in den Vereinigten Staaten 15.000 Lichtspielhäuser gibt, besitzt Deutschland nur ein Fünftel dieses Bestandes, nämlich rund 3000 Kinos. Hierbei ist noch zu bemerken, daß von den amerikanischen Kinos nur 9000, von den deutschen nur etwa 1100 täglich geöffnet sind; die übrigen, kleineren Theater spielen nur 1-2 mal wöchentlich.

Nach der amerikanischen Statistik ist die Feststellung zu vergleichen, daß die Lichtspielhäuser der Vereinigten Staaten pro Tag 7 Millionen Besucher beherbergen. Das ist ungefähr der fünfte Teil des Kinobesuches der Welt. Aber auch in Deutschland ist das Interesse des Publikums für den Film unverkennbar. Man geht nicht selten, wenn man den augenblicklichen, täglichen Kinobesuch bei uns auf 1,5-2 Millionen Personen einschätzt. Diese Zahl erscheint ja

nächst recht hoch gegriffen. Wenn man jedoch bedenkt, daß der führende deutsche Film-Konzern, die Ufa, allein 120 eigene Theater mit einem Kapvermögen von über 120.000 Personen aufzuweisen hat, in den Theatern selbst täglich 2 bis 3, an Sonntagen sogar 4 Vorstellungen gegeben werden — also in den Kinos eines einzelnen Konzerns täglich 400.000 Sitzplätze zur Verfügung stehen — so können uns die Zahlen nicht mehr verwundern. Inzwischen wird hienieden wie drüben weitergebaut.

Allerlei.

Wie die Künstler der Steinzeit malten. Von jeder haben die künstlerisch hochstehenden Leistungen steinzeitlicher Menschen uns große Bewunderung abgerufen. Man konnte es sich kaum erklären, wie die Künstler jener Periode mit unglaublich primitiven Mitteln so hervorragende Malereien, wie beispielsweise die Höhlenbilder von Front de Gaume hervorbringen konnten. Erst die Untersuchungen Professor Max Perworn's haben das Dunkel einigermaßen gelichtet. Man kann heute als sicher annehmen, daß die Steingeimischen als Farbmateriale mit Vorliebe Eisenoxyde anwandten, die ja die Natur in vielerlei Formen darbietet. Auch Manganerze und weißer Kalk ebenso wie Kohle dürften von den Steinzeitkünstlern in Gebrauch genommen worden sein. Um dieses natürliche Farbmateriale für den praktischen Gebrauch nutzbar zu machen, mußte es natürlich erst zu Pulver zerkleinert werden. Hierzu bediente man sich entweder eines Feuersteinjäblers oder man rieb das Farbstück auf einer schwarzen Steinunterlage zu Pulver. Dann nahm man ein Felsstück oder einen Stein, der gleichsam als Palette diente, und rieb das so erhaltene Pulver auf ihnen zu einer Farbpaste an. Wollte man eine Felswand oder auch Holzgeräte mit Bemalungen verzieren, so kratzte man zunächst die Zeichnungen oder Ornamente in ihren Umrissen mit Feuersteinen ein. Zunächst wurden die flachen Linien entworfen, dann verbessert und endlich die richtige Linie weiter vertieft. Dann trug man die Farbe mit dem Finger auf und vertrieb sie mit der Bildfläche. Auch die Bemalung des Körpers wird mit dem Finger ausgeführt worden sein, zu feineren Ornamenten haben die Steinzeitkünstler ungewissenshaft feine Stäbchen benützt. An einzelnen erhaltenen Exemplaren kann heute noch deutlich nachgewiesen werden, daß die Geräteornamente, die man mit Feuerstein in die Knochen einschüttet oder einräst, mit Farbstoff eingerieben wurden. Auf Töpferwerk hat man vielfach Ornamente gefunden, die mit einer weißen Kalkpaste infestiert waren. Diese Ergänznisse gehören der neolithischen Periode an.

Rekordzunahmen des amerikanischen Radios. Die Einnahmen der Radioindustrie der Vereinigten Staaten werden für das Jahr 1925 auf 500 Millionen Dollar geschätzt; das bedeutet eine Zunahme von 200 Millionen Dollar gegenüber den Zahlen des letzten Jahres. Die Steigerung innerhalb von fünf Jahren von 6 Millionen Dollar 1920 bis zu dieser Summe bedeutet einen Rekord in der Ausdehnung irgendeines amerikanischen Geschäftszweiges. Die Fabriken sollen im Jahre 1925 3 Millionen neue drahtlose Anlagen eingerichtet haben, und der Verkauf von einzelnen Sets an solche, die sich selbst ihren Radioapparat einrichten oder erneuern, wird mit einem Wert von 150 Millionen Dollar angenommen. Die Radioindustrie beschäftigt nach dem neuesten Bericht des Präsidenten des Verbandes der Radiofabrikanten, Major Frost, 300.000 Arbeiter in 1200 Fabriken und

40.000 Werkstätten. Von den 24 vorhandenen Sendestationen werden 108 von Erziehungsinstituten betrieben, 47 von Kirchen, und 89 von Zeitungen.

Betteres.

Sprichwörter.

Der Lehrer behandelte die Sprichwörter und fragte die Klasse nach Beispielen. Die Klasse schwieg. Vergerlich schalt der Lehrer, weil niemand eine Antwort auf seine Frage wußte. Da hob das kleinste Knäblein auf der vordersten Bank sein Fingerglein hoch.

„Also, Peter, du weißt ein Sprichwort?“

„Ja, Herr Lehrer. Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können.“

Entrüstet sagte der Lehrer: „Weißt du kein anderes Sprichwort als das, dumme Junge?“

„Gewiß. Wenn der Schuh weht, der zieht ihn an.“

Da war das Maß voll und der Lehrer lief zum Direktor, damit dieser den frechen Bengel zur Rede stellen sollte. Zu Zweien betraten sie wieder die Klasse.

„Du sag doch mal, Peter, weißt du denn keine besseren Sprichwörter?“

„Gewiß, Herr Direktor“, sagte Peter. „Ein Unglück kommt selten allein.“

Die Klasse. Man erzählte sich, der Peter sei sehr für seine Frau stets fallen. — Wie schrecklich — Eifersucht — todsicherlich! — „Rein Mause.“

Rätsel-Gate.

Silberrätsel.

Wenn man die Silben: am as bert ba dal de e ei ein en fant fi green hal is sel tra tus tam las le ma ne ner ni ran re ri so sad se seb si st te tes ti ul vi wand wih za zel ze zu 18 Wörtern von der nachgenannten Bedeutung richtig zusammenfügt, dann nennen die Anfangs- und Endbuchstaben, beides von oben nach unten gelesen ein Wort aus Schillers „Die Piccolomini“. (h und l am Ende je eines Wortes soll 1 Buchstabe sein.) 1. Kompanist, 2. Widerspruch, 3. Name, 4. Wanderunternehmung, 5. Apostel der Golen, 6. geographisch wichtiger Ort, 7. italien. Komponist, 8. Flug in Tirol, 9. griechischer Philosoph, 10. Gesellschaftsspiel, 11. Großvaters Bleibling, 12. ägyptischer Königsname, 13. biblische Gestalt, 14. ein recht ansehnliches Tier, 15. italien. Stadt, 16. das Reich des weißen Elefanten, 17. Religionserkenntnis, 18. Schiffslanat.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel. Wortrecht: 1. Frohes Neues Jahr, 10. Paris, 11. Amur, 12. San, 14. Mar, 16. Alt, 17. Gian, 19. Rod, 20. Eins, 21. Sob, 22. Ans, 24. Algen, 25. Arm, 27. Kom, 29. Fran, 31. Au, 32. De, 33. Can, 34. Adler, 36. Gas, 37. Opt, 38. Rab, 40. So, 41. Erbe, 43. Lea, 45. Verdi, 46. Sozialismus. Senkrecht: 2. Mast, 3. Orange, 4. Pin, 5. Es, 6. Engeling, 7. Jamaica, 8. Amalfi, 9. Dunt, 13. Mus, 15. Cana, 18. Rif, 22. Alm, 23. Der, 42. Arrat, 25. Vornen, 26. Alt, 28. Wob, 30. Au, 34. Astor, 36. Robbe, 39. Ar, 43. Rast, 43. Sea, 44. Abi.